

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 518. Oh, ich bin schon so viel unteert von die Schiden-Reherei, daß ich am Beste gleiche dehte, sie all die Däls erum zudrehe. All was die Schidens zu Verfesschen duhn, das is gaden un fresse un wenn se sich alle zwei bis drei Tag e Gi abkneble duhn, dann denke se wunner was se gedohn hen un edspedte, daß mer se noch loive un als glänzende Beispiele hinstelle soll. Es is grad wie mit die Mensch. Die gute alte Zeite, wo jedes noch getreit hat, sei bestes zu duhn un nit erscht drauf gewart hat, bis mer es ebbs gefragt hat zu duhn un bis mer es erscht gefagt hat, wie viel es dofir kriegt duht, — die gute alte Zeite is vergesse. Heutzudag guht nur Jedes für seine eigene Schwenttsch aus un teins duht ebbs, wo es nit das drei un vierfache widder für redur kriegt duht. Die Schidens die is der Hochmuth in den Kopf gestiege. Das ganze Jahr sin die Ruhspescherich voll von Kieophots inwider die Schidens, daß se nit mehr lege dehte, un wie die Ehts in den Preis reihe duhn, daß mer se ganz bald nur noch in den Drockstohr un dann nur auf e Prestreipchen von en Viehsschen in gut Ständig kaufe kann. So Geschichte mache die Schidens tohntet un stod opp un se duhn einfach die Stimme der Raduhr nit mehr folge un duhn die Eier unnerdrücke. Un warum solle se sich denn auch mit den Eierlege bature? Se hen ihr schönes Vene, kriegt von die dumme Mensch e schönes warmes Haus un e Bett geförnscht, kriegt plentie Futterche, die Mensch nemme gute Rehr, daß keine Kasse un keine Kuhns in den Schidentuhp kommen. — Was wolle se denn noch mehr? Ich hen sehr schnell eingesehn, daß die Wedesweilersch recht ware, wenn se sagte, daß mer widder emol ebbs fuhsliches gedahn hätte un es war kein Fuhs zu so en Batter zu gehn; anwoer dieselwe Zeite hätt ich doch nit eineweie un wenn mich die Schidens jeden Dag fünf Dahler gestoh hätten. So oft ich e Tischehs gehabt hen, hen ich bei die Wedesweilersch gefagt daß es e großes Plecher wär, Schidens zu rehle un daß mir all die Eier kriegt dehte, wo mer brauche; fell is ja auch wahr gemese, mit die Edspedens, daß mer se nit von unferre Schidens, sondern aus den Stohr kriegt hen, anwoer das hen ich ja die Wedesweilersch nit auf die Nas zu hänge brauche. Anwoer ich hätt doch einiges drum gewone, wenn mer en bessere Suchseh gehabt hätte. Da is auf en schöne Dag der Freodie heim komme un hat gefagt, er hätt von en Farmer gehbt, wenn mer plentie Eier hen wollt, dann müht mer e Scheinie Eht for e Pättern in jedes Reht lege un die Schidens dehte dann treie selles Pättern zu immitte. Bei Schidno, hen ich gedentt, Kinner un Rarre sage die Wahrheit un ich kann nit sehn, for warum ich fell nit emal treie sollt. Mitaus e Wort zu sage, hen ich mich angezoze un sin fort un ei tell juh, ich sin in die ganze Taun erum geschnort, bis ich endlich en Stohr gefunne hen, wo ich swowe Scheinie-Ehts hen laufe könne. Ganz an den Schlei hen ich die Ehts in die Rehter gelegt wie die Schidens grad aufteit ware un ihren Lonsch gehabt hen. Ich hen von mei Kitzchen Windoh gewatfcht, wie se später inselt sin gange un da hen ich e ganz schredliches Gegoder genohst. Aha, hen ich gedentt, jetzt spreche se sich drinwoer aus, was se willings sin zu duhn. Wie es ruhig in den Schidentuhp geworde is, un wie, wie mer so sage duht, e feierliche ahnungsvolle Stille eingetrete is, da hen ich mei Sopper gemacht un hen bald gar nit mehr an die Schidens gedentt. Der Abend is wie gewöhnlich verlaufe. Der Philipp, was mein Hosband is, is zu den Wedesweilersch, wo se jetzt alle Obend von n Kammer: gesproche hen un wo er sich den Kopf voll fuhsliches Stoff hat voll schwöhe soffe un ich hen die Bude noch e wenig bei ihren Komberwert geholve un hen se dann ins Bett geschafft. Sie könne unnerstehn, daß e Wummen, wenn se so e große Hammilch zu mennetche hat, am Obend ausgepleht un teiert is un ich hen mich denn auch so schnell

wie möglich war, in mei Klapp gelegt. Ich hab den Philipp gar nit heimtome höre — er hat am Morgen gefagt, er wär schon un halb neun beim gewese — un das geht zu zeise, wie müd un ausgehoore ich gemese sin un wie schnell ich in Schlaf gefalle sin. Am Morgen sin ich erscht un acht Uhr aufgewedte; der Philipp hat für die Bude Bredfest gemacht gehabt un war dann auch gleich emal zu den Wedesweilersch gelaufe, for en Stohpener zu nemme. Was mich ausgewedte hat, das war e schredliche Neus un Lache in die Zahed. Ich hen mei Schahle um den Kopf gehängt un sin aufteit gelaufe un da hen ich ausoefunne, was die Mätter war. Der Philipp war in den Schidentuhp getrawiwelt un wie er all die Ehts gesehn hat, is er so schnell wie en Hund ganz zu Wedesweilersch gelaufe un hat die herbei geholt, for unferen Suchseh zu sehn. Die Wedesweilersch, die alte Schmahre, hat off Koprs gleich ausoefunne, daß die swowe Ehts nur Scheinie ware un da hen se den Philipp ausgelacht tu biet die Bänd. Ich hen mich geärgert, daß ich puttienleie gebostet sin un sin in das Haus. Wie der Philipp später inselt is komme, da hen ich mit ihn en Last gehabt, der is nit fett, daß mer ihn printe duht. Ei tell juh, das Leive for e Frau is artig schwer, wenn ihr Hosband e Kameel is, wie der Philipp eines is. Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Komplizier.
Inhaber einer Entfettungskurankalt (nach einer Woche seinen Patienten wiegend): — die gute alte Zeite is vergesse. Sie haben fünfundsanzig Pfund zu, aber dreißig Pfund abgenommen!

Am Bahnhof.
A.: Wenn ich jetzt meine Reisetasche bei mir hätte, da könnte ich gleich abfahren.
B.: Hatten Sie denn vor, zu verreisen?
A.: Natürlich, aber ich dachte, den Zug verläßt du doch, da läßt du die schwere Reisetasche lieber einstreifen zu Hause.
Ein Dienstbotenwunder.
Frau: „Dente Dir, unsere Minna hat gekündigt.“
Mann: „Was, vierzehn Tage vor Weihnachten? Die lassen wir nicht fort.“



Mein: „Wie kommen Sie dazu, mich anzupumpen? Wir kennen uns ja nicht näher — Sie wissen nur, daß ich der Meistler Goldstein bin.“
Student: „C, das genügt mir vollkommen!“

Herr: „Was ist denn los, Marie?“
Dienstmädchen: „Fort! jagt hat mich die Ghädige; jetzt geh ich wieder auf's Land!“
Herr: „Ja, Sie haben's halt schön!“

Der dreijährige Kurt ist ein allerliebster Bürche, mit besitzt er bisweilen einen unerlaubten Eigensinn, un dessenwillen der Papa ihm schon mehrmals mit dem Stohr gedroht hat. Bei erneuter Gelegenheit stellt sich der Vater auch wirklich mit dem Stohr in der Hand vor ihm hin. „Kurt, was soll ich nun mit dem Stohr tun?“
„Spazierengehen, Papa!“ ist die schmeichelnde Antwort.

Dom Damenstrophhut.
Der Damenstroph - Hut, dessen Auswahl jetzt für die Damen ein so wichtiges Geschäft bedeutet, ist in der Geschichte der Mode eine verhältnismäßig junge Erscheinung, wenn er uns auch heute so unbedingte zur Sommertoilette zu gehören scheint. Bauen und Bäuerinnen haben bei ihrer harten Feldarbeit schon im alten Griechenland und Rom aus grobem Stroh geflochtene Hüte getragen, um sich vor dem Sonnenbrande zu schützen. Aber die eleganten Damen blühten lange mit Verachtung auf solch ländlich primitive Kopfbedeckung.
Wir hören in der germanischen Geschichte von den Strohhüten der Franken, die dann die Sachsen übernahmen; einzelne Landschaften zeichneten sich in ihrer Volkstracht durch besonders merkwürdig geformte Strohhüte aus; so trug man in der Umgegend von Turin breite gewölbte Hüte, die bei ihrer massigen Form auch nicht einmal leicht waren, in Piemont ungraziöse runde und hohe Strohhäuben.
Es mochte erfindersiche Modedamen reizen, diesen als geschmacklos verschrienen Strohhüten eine anmuthige und kleidsame Form zu geben, und so hören wir denn schon im Italien und Spanien des 16. Jahrhunderts von einigen tüchtigen Revolutionärinnen, die dem praktischen Strohhut eine tolette, wenn auch etwas bizarre Form geben und ihn sich bei großer Hitze graziös aufstülpten.
Von Spanien aus geht die Mode des Strohhutes nach Flandern und trifft hier auf einen bereits im Volk beliebten Brauch, so daß sie allmählich auch in den vornehmeren Ständen Anklang findet. Ein Beweis für die Neuheit und das Aufsehen, das diese kleidsame Hutform erregte, ist das berühmte „Der Strohhut“ genannte Bildnis von Rubens, der mit Entzücken die goldigen Töne des Flechtwerkes malte. Doch bleibt der Strohhut immer noch eine exotische Kopfbedeckung, das Symbol ländlicher Frauen, die Lieblichkeitsstrahl der Schöferin. Strohhut nennt ein deutsches Frauenzimmerlexikon vom Anfang des 18. Jahrhunderts „einen von schwarzgefärbtem Stroh zusammengeflochtenen und hochgehürnten Hut, den das Frauenzimmer bisweilen zur Sommerszeit auf dem Kopfe zu tragen pflegt, um selbigen durch eine Perlenkette oder anderer Schmuck geziert.“
Damen, die den Strohhut trugen, erschienen stets in einer allerliebsten sentimental Mäckerde, und diese Mäckerde der Mäckerde zur Natur, der Freude am Hirtens- und Bauernleben mußte erst zur Mode werden, um den Strohhut natürlich und selbstverständlich erscheinen zu lassen. Die Stimmung des Rokoko triumphiert in dieser Hinsicht an das Natürlische in der toletten Schwärzerei für das Landleben; die Schöferin wird zur Beherrscherin des Salons, ja zur weltlichen Herrscherin. Ludwig XV. begegnete auf seinen Spaziergängen im Wald von Senart des öfteren einer reizenden jungen Frau, in ein zierliches Rosa und Blau gekleidet, unter einem großen, mit Feldblumen umwundenen Strohhut lieblich hervorlächelnd. Die Hirtin, die aus dem Rahmen eines Watteauschens Bildes herausgetreten zu sein scheint, wird als Madame de Pompadour die Tonangebende der Mode. Als schöne, Gärtnerin hat sie sich in dem verführerischen Reiz ihres Strohhutes molen lassen, der sich in weichen Linien um das gepuberte Haar schmeigt.
Nun erst wird auch der Verfertigung des Strohhutes die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Bis dahin waren die Hüte aus grober und schwerem Stroh geflochten, nun entwickelt sich eine ganze Industrie, die aus dem leichtesten, feinsten italienischen Stroh die zartesten und leichtesten Gebilde formt. Hüte a la Bäuerin, Hirtin, Milchmädchen, ja Ruh- und Schahüte erregen das Entzücken der vornehmen Damen. Die junge Herzogin von Bourbon ist sogar von den Strohhüten so entzückt, daß sie sie durchaus auch im Januar tragen muß. Eine geniale Schöpfereiner neuer Modelle ersicht in Rose Bertin, der berühmten Putzmacherin und „Ministerin der Mode“, die die Freundschaft der Marie Antoinette genießt und in anderen Vorzimmer die Damen der höchsten Aristokratie warten. Die Bertin hatte für die Du Barry einen vielbesprochenen Strohhut Joden entworfen aus gelbem, reichumrandetem Stroh mit drei Federn und einem Reiter. Marie Antoinette war in Strohhüte besonders verliebt, da sie ihren schäferlichen Launen entgegenkam. Die durch die Steuer arg vertheuerten Strohhüte von Toscana waren der Sehnsuchtsraum der Bürgerinnen und der jungen Mädchen. Da sie nämlich als auffallend und kühn galten, so durften sie nur von verheirateten Frauen getragen werden, ein Grund mehr, um brennende Begier nach ihnen zu erwecken.
In London erregte der erste Florentiner Hut einen Strahlenauslauf, und seine Trägerin mußte sich, von einer erregten Menge verfolgt, schleunigst flüchten. Aber bald wird der Strohhut auch in England allgemeine Mode und umrahmt auf den Bildern von Reynolds und Gainsborough in farbiger Anmut die Gesichter englischer Schönen, ihren lebhaftesten Teint in einem zarten Schattens badend.
Während die Revolution den Strohhut etwas zurückdrängt, erscheint in der

Modeorgie des Directoires die weitverbreitete Schute als Lieblingskopfbedeckung, und nun werden dem Strohhut die kleidsamen breiten Sämbänder hinzugefügt, die sich lieblich ums Kinn schmiegen, aber noch der strengen Mode um den Arm gebunden werden, so daß sie wie der Hentel des als Korb herabhängenden Hutes erscheinen, was damals besonders schick und stimmungsvoll erschien. Eine kurze Zeit scheint der bunte Papierhut mit dem Strohhut zu rivalisiren, aber die schwärmerische Romantik liebt wieder vor allem die ländliche und sentimentale Stimmung, die vom Strohhut ausgeht.
Verlockend ist auch für die Modedame der immer steigende Preis der guten Florentiner Hüte, die mit der höchsten Sorgfalt und Eleganz hergestelt sind und die schon ums Jahr 1825 bis zu 2000 Francs kosten. Neben das italienische Stroh tritt bald darauf das Weisstroh, das sich zur Verarbeitung für Hüte besonders gut eignet. Auf dem leichten Flechtwerk wiegen sich bunte Federn, schwarze Schleifen; die Bindebänder des Hutes werden in verschiedenen Farben hergestelt, z. B. das eine gelb, das andere lila, die Lieblingsfarben der Zeit. Um 1830 entwickelt man die feine Harmonie durchschlichter zarter Spitzen mit dem durchbrochenen Flechtwerk der Hüte und schafft nun entzückende Symphonien aus Spitzen und Stroh. Freilich artet auch die Garnierungssucht immer mehr aus und beschwert die luftige Form mit einer Ueberfülle von Reihern, Federn und Frätschen.
Nach 1850 treten die ersten amerikanischen Strohhüte auf, unter denen zunächst die von Kluba berühmte sind, während dann der Panamahut die vollendete Schönheit des Strohhutes bringt. Die Kaiserin Eugenie ist eine begeisterte Verehrerin des Strohhutes und genießt ihm all jenes Raffinement der Eleganz ab, um defektwillen auch heute noch schöne Frauen den Strohhut lieben.
Die Indianer von New York.
Ueber den Ursprung, die Geschichte, die Charaktereigenschaften, Gebräuche und Sitten der Indianer ist schon so viel geschrieben worden, daß es bedenklich wäre, Eulen nach Athen tragen, hier des Näheren darauf zurückzukommen. Es haben sich vornehmlich in dem letzten Jahrhundert so viele Gelehrte mit diesen Fragen beschäftigt, und die öffentlichen Bibliotheken sind so reichhaltig mit Indianer-Literatur ausgestattet, daß der Wissensdurst eines jeden, so weit die Rothaut in Frage kommt, befriedigt zu werden vermag. Außerdem sind auch jetzt noch die Ethnologen fleißig an der Arbeit, die vorhandenen Lücken auszufüllen und so weit es überhaupt möglich ist, die Wissenschaft zu bereichern.
Was die Frage anbelangt, ob der Indianer in diesem Lande im Aussterben begriffen oder eine Zunahme der Rasse zu verzeichnen ist, so wird sie dahin beantwortet, daß eine Vermehrung stattgefunden, nachdem die Vertilgungsmanie der Weißen dem braunen Menschenbruder gegenüber nachgelassen und die christliche Nächstenliebe den alten Grundfah über den Haufen geworfen hat, nur der todte Indianer sei der beste.
Trotzdem die europäische Einwanderung den Indianer in systematischer Weise von Osten nach Westen zu verdrängen suchte und dieser gezwungen war, sich neue Gebilde in Gegenden zu suchen, die der Fuß des Weißen noch nicht betreten, hielten doch Theile der sechs Nationen der Irokesen an ihrer Heimat im Staate New York fest, wo sie sich bis zum heutigen Tage verweilen und ihren alten Sitten und Gebräuchen huldigen, wenn sie auch in verschiedener Beziehung durch den Druck der Verhältnisse gezwungen worden sind, sich der Kultur der weißen Rasse anzupassen. Wenn diese sechs noch im Staate befindlichen Nationen im Laufe der Jahre an Mitgliederzahl nicht genommen haben, so wird dies durch die Thatfache genügend erklärt, daß viele der jüngeren Mitglieder, durch die erlangte moderne Erziehung befähigt, als Farmer, Handwerker oder Gelehrte anderswo ein lukratives Feld der Wirkfamkeit fanden, was sich auf das männliche sowohl wie das weibliche Geschlecht bezieht. Diese Erscheinung ist keine besonders bemerkenswerthe in diesem Staate, sondern analog mit der in ländlichen Gemeinwesen der Weißen, wo die Jugend die Scholle der Väter verläßt und in anderen Berufen ein Feld der Wirkfamkeit sucht, wie ja die vielen verlassenen Farmen betunden. Ein Beispiel, daß auch der Indianer in den Berufen der Gelehrten zu finden ist, bietet der Staatsarchäologe und Ethnologe Arthur C. Parker von den Senecas, dessen indianischer Name Gawaoko Wanhe lautet und der seine Ausbildung am Columbia College in New York erhielt. Als verhältnismäßig junger Mann fand ihm die ländlichen Dialekte der im Staate ansässigen Indianer geläufig und er ist gleichfalls der Vermittler zwischen der Staatsverwaltung und den auf den Reservationen im Staate lebenden Indianern. Seinen Angaben zufolge ist es eine irrthümliche Ansicht, daß sich die Indianer vor Ankunft der Weißen in diesem Lande nur mit Jagd beschäf-

tigten, sie seien vielmehr in großem Maße Ackerbauer gewesen und hätten neben dem unentbehrlichen Weisforn auch eine große Anzahl anderer Feldfrüchte gezüchtet, wie von verschiedenen Forschern nachgewiesen worden sei. Einer der am fortgeschrittenen Stämme der sechs Nationen sind die St. Regis-Indianer, von denen ungefähr fünfhundert am St. Lawrence bei Hogansberg haufen. Während ein Drittel aller im Staate wohnenden Indianer noch nicht zum Christenthum bekehrt ist und den heidnischen Sitten und Gebräuchen nach wie vor huldigt, sind die St. Regis-Indianer sämmtlich zum Christenthum übergetreten. Sie sind außer Ackerbauern und Obstzüchtern meistens geschickte Handwerker, betreiben auch eine Korbbauersfabrik und zeichnen sich besonders in der Anfertigung von Artikeln aus.
Eine der stärksten und wohl auch der ansehnlichsten Nationen ist die der Onandagas (Leute vom Berge) bei Syracuse in Onandaga County. Wie viele hunderte oder gar tausende Jahre sie dort haufen, läßt sich auch nicht annähernd sagen. So weit die Geschichte und Sage der Nation zurückgreift, sind sie dort ansässig und alle Bemühungen, sie entweder mit List oder Gewalt zu verdrängen, waren erfolglos. Sie erklären, niemals besiegt worden zu sein, und weisen mit besonderem Stolz darauf hin, daß sie selbst den Blafgeschichtern nicht weichen. In ihrer Reservation befindet sich auch das Kapitol oder Staatshaus der sechs Nationen und dort wird auch das Rathshaus noch beständig wach gehalten, das seit Jahrhunderten nie erloschen ist. Ein Jahr um das andere findet in dem Kapitol eine Zusammenkunft der Repräsentanten aller sechs Nationen statt, zu dem sich auch Mitglieder aus Canada, Pennsylvania und Wisconsin einzufinden pflegen, und bei dem Rath nach uraltem Ritus gepflogen wird. Die Onandagas sind meistens Ackerbauer und Handwerker.
Nabe ihnen wohnen in einer kleinen Ortschaft die Oneidas (die Leute vom großen Stein), die ebenfalls hauptsächlich Landwirthschaft betreiben. Die Oneidas liegen sich um einen Dubelwei um ihr Land betrogen und schließlich bei Green Bay in Wisconsin ansiedeln, mit denen sie noch heutigen Tages in Verbindung stehen wie die jeweiligen gegenseitigen Besuche betunden. Sie waren von jeher gute amerikanische Patrioten und betunden das auch im Krieg von 1812, zu welcher Zeit sich sogar fünfzehn weibliche Mitglieder des Stammes anwerben ließen, um Seite an Seite der männlichen Angehörigen des Stammes gegen den Feind zu kämpfen. Viel Dank scheinen sie für diese Aufopferung nicht geernt zu haben. Ihre im Staate ansässige Zahl beträgt 178.
Die Reservation der Cayugas befindet sich am Cayuga-See (Cayuga bedeutet: aus dem Wasser gezogen). Durch die Geschichte dieses Stammes wird auch kein Lorbeerkranz für die weiße Rasse gemunden und der Kraft, der noch heutigen Tages betrieben wird, erscheint unbedeutend gegenüber dem, mit dem man gegen die Cayugas verfuhr. Ihr Besitzthum wurde ihnen für einen halben Cent per Acre abgeschwindelt und man bewilligte ihnen dann 64,000 Acres am Cayuga Lake. Ein Jahr später, nachdem sie ihre Wigwams nach den neuen Gesellen verlegt hatten, wurde ihnen für dieses Land 50 Cents per Acre geboten und man betrieb sie mit Waffengewalt, nachdem sie sich geweigert hatten, von der neuen Scholle zu weichen. Der Staat New York verkaufte später das Land für vier Dollars per Acre, behielt aber das Geld für sich, anstatt es den Indianern zu übermitteln und hielt es seit dem Unabhängigkeitskriege bis zum Jahre 1909 fest. Seit jener Zeit appellierten die Cayugas an jeden Gouverneur des Staates, um in den Besitz des ihnen gehörigen Geldes zu kommen, wurden aber regelmäßig mit nichtsagenden Versprechungen abgefertigt. Erst bei dem jetzigen Gouverneur Hughes fanden sie Gehör und dieser war betarig von der Rechtmäßigkeit der Ansprüche überzeugt, daß er die Auszahlung des Geldes anordnete. Es erhielten demnach 126 Personen je \$2000 und damit wurde diese Angelegenheit aus der Welt geschafft. Es wurde nur die ursprüngliche Summe ausgezahlt, denn die Indianer verzichteten auf die Zinsen und Zinseszinsen, die selbstverständlich einen bedeutend höheren Betrag ergeben hätten, als die ursprüngliche Summe. Ob wohl eine der habgierigen Korporationen mit einer derartigen Abfindungssumme zufrieden gewesen wäre. Die Cayugas befanden sich zur Zeit, als sie mit Waffengewalt von ihrem Land vertrieben wurden, ohne jegliche Heimath und hätten in dieferne wandern müssen, wenn sie nicht bei den Senecas Aufnahme gefunden hätten.
Am zahlreichsten im Staate New York ist der Stamm der Senecas, der infolge der Habgucht der Blafgeschichtern von seinen ursprünglichen Gebilden im Senekethal nach dem westlichen Theil des Staates getrieben wurde, wo er jetzt viertausend Personen stark am Buffalo-Bach, Cattaraugus-Bach, dem Tonawanda und Allegany-Fluß haust. Die Senecas waren von jeher die mächtigste Nation im Staate und betrieben vornehmlich Landwirthschaft. Aus ihren Reihen ist eine ganze Anzahl tüchtiger Männer hervorgegangen; sie lieferten für den Bürgerkrieg eine beträchtliche

Anzahl Soldaten und sogar einen General. Auch die Gelehrtenwelt hat verschiedene Abkömmlinge der Senecas zu verzeichnen.
Die sechste Nation ist die der Tuscaroras, die nabe Verisont am Niagara ansässig ist und sich außer mit Landwirthschaft und Obstkultur mit Anfertigung von Souvenirs beschäftigt, die man zum großen Theile an den Verkaufsständen in Niagara Falls findet. Die Tuscaroras befunden einen lebhaften Unternehmungsgest und es war einer der ihrigen, ein in jener Gegend und auch in Buffalo wohlbekannter Arzt, der die Einwohner in jener Gegend in nicht gelindes Erkranken versetzte, weil er dort zuerst das Automobil als Beförderungsmittel einföhrte.
Die Schinneckos, etwa 150 an der Zahl, die an der Ostspitze von Long Island ansässig sind, können gleichsam als verlassener Bruderstamm betrachtet werden, denn sie werden von den sechs anderen Nationen im Staate nicht anerkannt. Sie sind jedenfalls einem unbedienten Schicksal anheimgefallen. In früheren Jahren waren sie als mühsige und jämhe Leute bekannt, die vielfach das Material für den Walfischfang im Atlantischen Ozean lieferten und die Rettungsmannschaft längs der gefährlichen Ufer der Insel bildeten. Burden die männlichen Mitglieder dieser Nation schon durch den aufreibenden und gefährlichen Walfischfang beträchtlich dezimirt, so war dieses noch im größeren Maße durch das gefährliche Lebenssetzungsweir in früheren Jahren der Fall, und bei den Rettungsversuchen des französischen Dampfers Circassian im Jahre 1876, der an der Küste von Long Island scheiterte, bühnten beispielsweise gegen hundert Schinneckos ihr Leben ein. Nun bildete deren Reservation vor dem Bürgerkrieg vielfach ein Ufl für die aus dem Süden entlaufenen Sklaven und dadurch gelangte beträchtliches Negerblut in die Reservation.
Auch der von der Kultur der Blafgeschichtern belebte Indianer, selbst der an den Hochschulen der Weißen ausgebildete, hängt doch noch mit Stolz an seiner indianischen Abstammung fest und betrachtet sich als eigentlicher Amerikaner, wozu er jedenfalls mehr berechtigt ist wie der Nachkomme der ersten englischen Ansiedler, der auf den später Einwandernden vielfach mit größerer Verachtung niederzublicken pflegt, als der Indianer auf ihn. Aber zum Herrscher des Landes wird es der Indianer nimmermehr wieder bringen, und es wird ja auch bloß eine Frage von Jahrhunderten sein, bis auch die Rothaut in dem großen Völker-Konglomerat des Landes aufgehen muß.
Franz Richter.
Der Jaghate.
„Ihr Verehrer hat Ihnen also schon fünfzig Gedichte geschickt?“
„Ja — aber er dichtet nur immer so drum herum.“
Der Bureauntr.
„Jetzt hab' ich zu Weihnachten ein Paar Gummischuhe gekriegt und kann sie nicht anziehen: mein Herr Rath trägt keine.“
Sebauern.
Bauer (einem Luftschiff nachschauend): „Gerrig, wo sind die schönen Zeiten, da man noch unser Geflügel überfahren hat!“
Der Zukunftsprogn.
„Der Prognomeier hat sich schon wieder einen größeren Ballon angeschafft!“
„Bei dem heißt's auch: nur so aufgeblasen als möglich.“
Die Bananen-Ernte in Honduras war im letzten Jahre verhältnismäßig schlecht und die Ausfuhr infolgedessen geringer als sonst. Nach den Ver. Staaten gingen bloß für \$841,000 Bananen, gegen \$1,010,000 in 1908 und \$1,254,000 in 1907. Und noch kein Preisausschlag? Die italienischen Redder verstehen offenbar ihr Geschäft nicht.
— In Michigan sollen Jenseitsbeamten ihre Stellung dazu mißbraucht haben, Erklärungen zu Gunsten der Wiedererrichtung des Bundesensors Burrows unterzeichnen zu lassen. Wenn sich die Sache so verhält, wird die Administration nicht umhin können, eine gründliche Musterung vorzunehmen und die verantwortlichen Inspektoren zur Rechenschaft heranzuziehen.
— Ein New Yorker Syndikat, welches ein Kapital von \$25,000,000 repräsentiren soll, hat in New Foundland und Labrador 13,850 Quadratmeilen Waldland gekauft, welches zur Fabrikation von Holzbrei verwendet werden soll. Der vereinbarte Preis ist \$250,000 in bar und 49 Prozent der Einkünfte der zu gründenden industriellen Unternehmungen. Das Syndikat beschäftigt, an geeigneten Stellen Holzbrei- und Papierfabriken zu gründen und die Produkte auf eigenen Dampfern nach den Ver. Staaten und England zu versenden. Die Regierung von New Foundland erhielt für die erwähnte Transaktion \$55,412 Steuerabgabe.
Die sind übel dran, die sich die Zeit nur mit dem zu vertreiben wissen, was man Zeitvertreib nennt.